

gien außerhalb der slawischen Lande zu suchen, wo doch der Blick auf senkrechte palisadenartige Bohlen im slawischen Wehrbau wegen deren andersartiger Funktion kaum überzeugt? Viel zweckmäßiger erscheint der Blick auf die Häuser in den Seehandelsplätzen und vor allem auf die zeitgenössischen Holzkirchen. In seinen Dimensionen entspricht der Groß Radener Bau ungefähr der spätkarolingisch-ottonischen Holzkirche von Tostedt in Niedersachsen. In beiden Fällen handelt es sich um Sakralbauten fernab der politischen Brennpunkte.

Mit dem Hinweis auf Analogien im nichtslawischen Gebiet sprechen wir – anders als der Autor meint – den alten Slawen keinerlei schöpferische Fähigkeiten ab. Im Gegenteil, wir sprechen ihnen sogar die Fähigkeit zu, sich über ethnische Grenzen hinaus an den modernsten Erscheinungen in ihrem Gesichtskreis zu orientieren und diese bei Bedarf zu übernehmen.

Für eine Magisterarbeit war das Thema viel zu umfassend. Wesuls hat die Sache tapfer angepackt und eine große Materialmenge abgearbeitet. Die zeitraubende Einbeziehung der Steinbauten hat zur Frage der heidnischen Kultplätze kaum etwas beigetragen. Bei den polnischen Pfalzbauten, aber auch schon bei dem großmährischen Holzbau von Sady wird erörtert, ob es sich um fürstlichen oder bischöflichen Besitz handelt. Dies ist weder anhand der Schriftquellen noch anhand archäologischer Zusammenhänge befriedigend zu beantworten und für das Thema auch nicht relevant.

Die von Volker Schmidt 1992 postulierten Heiligtümer um Neubrandenburg haben eine überzeugende Ablehnung erfahren, wobei aber die Fischerinsel und der Hanfwerder bei Neubrandenburg erst noch durch weitere Grabungen enträtselt werden müssen. Rethra können wir immer noch nicht präzise auf der Geschichtskarte eintragen. Die Bauten von Spandau, Ralswiek und Wollin werden gewiss umstritten bleiben; der Autor hat viele kritische Punkte aufgezeigt.

Für den Druck hat man das Manuskript nicht sorgfältig genug vorbereitet. Von einem Versuch, die beiden Teile der Arbeit zu einer kompakten Darstellung zu verbinden, ist nichts zu spüren. Und wozu folgt am Schluss ein Katalog, der in kürzerer Form die Fundplätze noch einmal in anderer Abfolge präsentiert, nun aber mit abweichenden Nummern? Aus 30 kleinen Tabellen hätte man besser eine einzige Übersicht gemacht, um dem Leser auf einen Blick zu zeigen, welche Kriterien bei der Einstufung als Repräsentationsbau als erfüllt angesehen wurden.

Mehr noch: Korrekturen kann man nicht einem Computerprogramm überlassen, der Rotstift hätte sehr intensiv zum Einsatz kommen müssen. Die Unsitte, im fließenden Text stets den Vornamen eines Autors abgekürzt zu nennen, stört beim Lesen – der Nachname genügt vollauf. Schlimm ist die fast völlig fehlende Gliederung des Textes in Absätze. Mit einem solchen Fehler sollte man ein Buch nicht auf den Markt bringen. Die Herausgeber der neuen Reihe, Joachim Henning und Achim Leube, werden diese Anfangsprobleme gewiss rasch beheben.

D-23556 Lübeck  
Neuengammer Straße 3  
E-Mail: kempke-kiel@t-online.de

Torsten Kempke

JAROSLAV BARAN, *Slawische Siedlungsstrukturen. Beiträge zur Kenntnis der slawischen Gesellschaft*. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie Band 145. Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2007. € 51,-. ISBN 978-3-7749-3492-4. 251 Seiten mit 85 Tafeln und 54 Fotoabbildungen.

Bei dem Buch handelt es sich um die Übersetzung einer 1992 in Kiew vorgelegten und 2004 in Kiew und Czernowitz unter dem Titel „Slov’jans’ka obščyna“ publizierten Dissertation. Ausgehend von den Grabungsergebnissen in der Siedlung Raškiv gelangt der Autor zu einer neuen Sicht der

frühslawischen Gesellschaftsstruktur, wobei er etliche zeitgenössische mittel- und osteuropäische Fundstellen zum Vergleich heranzieht.

Raškiv (russ. Raškov) liegt am Dnjestr nordöstlich von Czernowitz. Aus der Zeit zwischen dem Ende der Völkerwanderung und der Entstehung der Kiewer Rus' sind dort mehrere Fundplätze bekannt, und zwar dank eines vornehmlich in den 1970er Jahren durchgeführten Forschungsprojektes des Instituts für Archäologie der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR in Kiew. Der Prager Kultur sind zwei Fundplätze zuzurechnen, von denen Raškiv III vollständig ausgegraben und vom Vater des Autors publiziert ist (V. D. BARAN, Die frühslawische Siedlung von Raškov, Ukraine. Beitr. Allg. u. Vgl. Arch. 8, 1986, 73–175; etwas ausführlicher: DERS., Pražskaja kul'tura podnestrov'ja [po materialam poselenij y s. Raškov] [Kiev 1988]). Die Luka-Rajkoveckaja-Kultur (LRK), die im fortgeschrittenen 7. Jahrhundert beginnt, wird repräsentiert durch die hier vorgelegte vollständig ausgegrabene Siedlung Raškiv I sowie einige oberflächlich erforschte Fundplätze.

Zusammen bieten die beiden deutschsprachigen Werke über Raškiv I und III einen breiten Einblick in den dortigen Stand der Siedlungsarchäologie des 6.–9. Jahrhunderts. Leider fehlt eine topographische Karte mit allen frühmittelalterlichen Fundplätzen. Das Siedlungsgefülle tritt uns ebensowenig vor Augen wie die Tatsache, dass der nächste Hauptort aus der Zeit der Kiewer Rus', Zwenyhorod, gleich am anderen Ufer des Dnjestr liegt.

Die These, wonach die Anordnung der Häuser Verwandtschaftsverhältnisse zum Ausdruck bringe, führte zu der hier vereinfacht dargestellten Gliederung: Chronologie und Plan der Siedlungsphasen (S. 13–22), Bezug von Häusern aufeinander (S. 22–47), archäologische Analogien andernorts (S. 47–50), Hypothesen von Ethnologie, Ethnographie und Mediävistik zu Verwandtschaft, Hausbau und Dorfgemeinschaft (*veru*) vor archäologischem Hintergrund (S. 51–79), schließlich die Materialvorlage mit Kommentar zu Befunden und Funden sowie Katalog der Grubenhäuser, nicht aber der übrigen Befunde (S. 81–133), die Zusammenfassung (S. 134–136) und ein ausführlicher Abbildungsteil (S. 147–251).

Im Bildteil erfolgt die Einbettung der Grabungsfläche in die Topographie allzu grob (Abb. 2), die tatsächliche Nordrichtung ist kaum zu ermitteln. Bei den wechselnd stark verkleinerten Hausgrubenplänen geht durch Freistellung mitunter nicht nur der Zusammenhang mit benachbarten oder überschneidenden Befunden verloren, sondern auch die Quadratbenennung. Die Korrelation von alten und neuen Hausnummern ist möglich (S. 143). Am instruktivsten ist ein Planausschnitt aus dem mittleren Teil der Siedlung (Abb. 35), der die Häuser im Kontext zeigt. In diesem Stil, der Originaldokumentation noch nahe, hätte man die gesamte Siedlung präsentieren sollen. Die Fotos der Hausgruben sind als Ergänzung der Planzeichnungen hilfreich. Funde sind in erfreulicher Menge abgebildet.

Die 80 Hausgruben sind fast quadratisch und haben stets einen großen aus Steinen aufgeschichteten, nur von einer Seite zu beschickenden Ofen. Lehmfußböden sind längst nicht immer vorhanden. Die Tiefe der Hausgruben beträgt mehr als einen halben Meter, mitunter mehr als einen Meter. Wenig lässt sich zur Bauweise der Häuser sagen, die in oder über diesen Gruben standen. Aussagekräftige Holzreste sind kaum erhalten. Dreizehn Hausgruben haben Pfostenlöcher an der Wand, meist nicht in allen Ecken. Blockbau ist zu vermuten, aber kaum zu beweisen. Drei kleinere Gruben haben ähnliche Konturen wie die Hausgruben, aber keine Feuerstelle. Sie mögen zu Wirtschaftsbauten gehört haben.

Außerhalb der Wohn- und Wirtschaftsbauten befinden sich etliche Feuerstellen; sie sind mit Steinen ausgelegt und mit Lehm verschmiert. In ihrer Mehrzahl gehören sie offenbar zu einem Fundhorizont des 13.–14. Jahrhunderts, aber 13 führen Tonware der LRK (S. 93), und von den Gruben im Freien gehören sogar 60 in die uns interessierende Zeit.

Reste eines Eisenverhüttungsofens werden von Haus 6 überschritten, dem ältesten Haus am oberen Ende der Siedlung. Die Pläne lassen dies wegen der genannten Mängel nicht erkennen, Fotoabbildung 5 zeigt die Nähe der Befunde, die Überschneidung ist nur dem Text zu entnehmen (S. 90). Gehört der Ofen überhaupt zur Siedlung oder ist er älter? Ferner gibt es einen Schmiedeofen in Haus 8 (S. 91), der nur 30 cm breit sein soll und im Bild nicht zu erkennen ist (Taf. 22 Fotoabb. 7). Archäomagnetisch datieren Hütte und Ofen in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts (S. 46 f.), was zur Keramikchronologie passt.

Bei den Kleinfunden vom eisernen Angelhaken bis zur Pfeilspitze werden Zeitstellung und Analogien kaum diskutiert. Das Fundspektrum spricht für einen ländlichen Charakter der Siedlung. Trotz der Lage am Dnjestr sind weder ausgeprägte Fernbeziehungen noch herausragende Handwerke erkennbar, geschweige denn Hinweise auf eine soziale Differenzierung. Die Keramik umfasst rund 4 000 Fragmente. 95 Prozent aller Gefäße sind handgemacht. Töpfe bilden die bei weitem dominierende Gefäßart, aber es gibt auch Schalen und Teller.

Im analytischen Teil der Arbeit geht es zunächst um die zeitliche Gliederung der Siedlung (S. 13–19). Befundüberschneidungen geben Hinweise zur relativen Chronologie. Verschiedenartige Grubeninventare lassen eine erhebliche Lebensdauer der Siedlung vermuten. Die bekannte Unterteilung der LRK bestätigt sich: zunächst handgemachte Keramik mit Kerbzier am Rande (meist Fingertupfen), in einer jüngeren Stufe nachgedrehte Tonware mit Kammstrichzier (meist Wellenbänder). Ferner gibt es handgemachte Gefäße ohne Kerbzier, die der Autor der Prager Kultur zurechnet. Damit ergeben sich drei Phasen:

- A – Handgemachte Gefäße, unverziert (ausgehende Prager Kultur),
- B – Handgemachte Gefäße mit Kerbrand (LRK, ältere Phase),
- C – Nachgedrehte Gefäße mit Kammstrichzier (LRK, jüngere Phase).

Die absolute Chronologie (650–825) stützt sich nicht zuletzt auf archäomagnetische Datierungen. Hiernach gehören 13 Häuser in das 8. und frühe 9. Jahrhundert, zwei jedoch in das späte 9. bis mittlere 10. Jahrhundert (S. 46 f.). Die Begründung, warum die beiden späten Daten nicht gelten sollen, überzeugt nicht (S. 17), allerdings weist die Keramik in beiden Fällen in die Phase B.

Die Häuser verteilen sich ungleichmäßig (S. 19–23). Sieben Gruppen zeichnen sich ab, wenn man die Hausgruben aller Phasen zusammen nimmt (Taf. 3). Sämtliche Hausgruben sind in das Phasenschema eingeordnet worden, eine Ausscheidung fundarmer oder heterogen gefüllter Gruben unterblieb. In Phase A erstreckt sich die Besiedlung nur über zwei Drittel des Fundplatzes, der erst in Phase C ganz ausgefüllt wird: Die Siedlung dehnt sich im Laufe der Zeit immer weiter in eine Richtung aus, während das andere Ende konstant bleibt. Betrachtet man jede Phase für sich, so zeigt sich stets eine annähernd parallel zum Dnjestr verlaufende Bebauung. In Phase A finden sich zwei Stellen, an denen die Häuser etwas dichter in leicht geschwungenem Halbbogen stehen (Haus 22, 24, 35, 27 und 33, 34, 36, 40). Derartige Komplexe zeichnen sich auch in den jüngeren Phasen ab.

Solche mehr oder weniger hufeisenförmige Hausgruppen sind in frühslawischer Zeit auch andernorts zu beobachten, beispielsweise in Dessau-Mosigkau (D). Natürlich stellen solche Phasenpläne stets nur Momentaufnahmen dar. Für Katastrophen, die den gesamten Platz erfassten, gibt es in Raškiv offenbar keine Anzeichen, so dass eine kontinuierliche Veränderung der Bebauung anzunehmen ist. Achtzig Häuser in knapp 200 Jahren – alle zwei bis drei Jahre wurde demnach ein neues Haus gebaut, und bei einer geschätzten Lebensdauer von 40 Jahren mögen ein bis zwei Dutzend Häuser gleichzeitig bestanden haben.

Nun zur Hypothese: Nicht nur in Raškiv zu beobachtende Auffälligkeiten bei der Verteilung der Häuser verlangen eine Erklärung. Häuser stehen nebeneinander oder hintereinander – seit Menschengedenken erscheinen Wände und Wandfluchten bedeutsam.

Das lineare System hingegen, das Baran zu erkennen glaubt, geht vor allem von den Ecken der Häuser aus. Die Abfolge Eltern-Kind zeige sich im „System der diagonalen Anordnung“ (S. 22–36 Taf. 3). Sohn oder Tochter heiraten, bleiben im Ort und bauen sich ein eigenes Haus. Es wird so ausgerichtet, dass es mit seiner durch die Ofenecke gehenden Mitteldiagonale (MD) auf eine Ecke des Elternhauses weist. Insgesamt sind 53 Häuser derart zu verknüpfen; gelegentlich ergeben sich Sequenzen, die in Phase A beginnen und in Phase C enden (S. 23 f.), also auf eine Generationenfolge von mehr als 100 Jahren deuten. Mitunter hatten die Eltern zwei oder drei Kinder, die in Raškiv wohnen blieben (altes Haus – neue Häuser: 6–3 / 10; 15–9 / 18; 25–21 / 24 / 27; 27–30 / 32 usw.). In 16 Fällen zeigt sich eine Abfolge von einer älteren zu einer jüngeren Phase, in den anderen Fällen wird die Grenze zwischen den Keramikstufen nicht überschritten.

Der Leser mag den Dingen selbst auf den Grund gehen und auf der ein Viertel der Siedlung darstellenden Tafel 35 die MDs durch die Ofenecken ziehen. Die zwölf vom Autor aufgelisteten Verbindungen sind erkennbar. Unbehagen bereitet die oft nicht ganz regelmäßige Form der Hausgruben. Wenn in ihnen keine windschiefen Verschläge, sondern rechteckige Häuser standen, dann bleiben nur acht von zwölf Diagonalverbindungen bestehen. Eine an der Keramik erkennbare Abfolge ergibt sich bei den Paaren (alt–jung) 25–31, 26–32, 31–28 und 34–29, also in vier von acht Fällen. Fazit: Erstens gehen diejenigen MDs, die auf die Ecke eines anderen Hauses treffen, meistens durch den Ofen (9 : 2), und zweitens ist dieses andere Haus, sofern ein Zeitunterschied erkennbar ist, meistens älter (4 : 1). Zwar sind die niedrigen Zahlen statistisch nicht signifikant, aber sie sprechen eher für als gegen Barans Beobachtung.

Im „System der linear gebundenen bogenförmige Strukturen“ (Taf. 8) kommen „indirekte Verwandtschaftsstrukturen zum Ausdruck“ (S. 47). Eine gerade Linie berührt drei oder mehr Häuser, sei es an den Wänden, wenn die Häuser parallel liegen oder versetzt sind, sei es nur an den Ecken, wenn die Häuser keine gleichartige Orientierung aufweisen.

Das lineare System mit seinen beiden Untersystemen lässt sich auch auf anderen frühslawischen Siedlungen erkennen, von der Ukraine bis hin nach Böhmen und Mitteldeutschland. Es gibt auch frühere Parallelen (S. 47–50). In der Ukraine setzen sie in der Zeit um Christi Geburt ein. Ältere Analogien hat der Autor, bis zur Tripolje-Kultur zurück gehend, dort nicht gefunden, wohl aber im nördlichen Mitteleuropa, beispielsweise in Boomborg-Hatzum (D) und Grøntoft (DK), wo das System der linear gebundenen bogenförmige Strukturen mit seinen diagonalen Häuserfluchten, die auf Verwandtschaft schlechthin schließen lassen sollen, gut erkennbar sei. Das System der diagonalen Anordnung – MD weist auf Ecke des Elternhauses – sei seltener nachzuweisen, und die besondere Rolle der Ofenecke zeige sich erst in der Zarubincy-Kultur. Baran sieht die Wurzeln des postulierten linearen Systems daher nicht in der Ukraine, sondern weiter im Westen.

Anhand des archäologischen Materials lässt sich die Deutung des Systems als Ausdruck von Verwandtschaftsbeziehungen jedoch keineswegs beweisen. Liefern wenigstens andere Disziplinen Anhaltspunkte dafür, dass ein neu zu bauendes an einem bestehenden Haus ausgerichtet wurde? In weitläufigen, die Erkenntnisse der einzelnen Fächer vermengenden, collagenhaften Ausführungen hat der Autor hierzu leider keine stichhaltigen Belege zusammentragen können.

Das Wort für die Dorfgemeinschaft, *verv*, ist verwandt mit dem Begriff für Faden, Schnur, womit, wie längst vermutet, auch die Vermessungsschnur gemeint sein könnte. Wohl nicht nur im spätmittelalterlichen Statut von Poljica (Kroatien) wurde der Begriff womöglich in beiden Bedeutungen benutzt; es geht um Erbrecht an Äckern, Weinbergen, Wäldern (S. 74–79). Was beweist das? Nach Erkenntnissen der Volkskunde hatte die Heilige Ecke des Hauses, der Ofenecke schräg gegenüber, eine besondere Bedeutung und damit auch die Mitteldiagonale (S. 60–64). Von deren Ausrichtung auf die Ecke eines anderen Hauses hören wir jedoch nichts.

Man fragt sich zunächst, warum in diesem Zusammenhang die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung erörtert wird. Ist es für Barans Theorie von Belang, wer über einen Ort wie Rašktiv herrschte? Interessierte es die Mächtigen auch nur im mindesten, ob die Hütte eines Bauern ein paar Winkelgrad vom Weg abwich oder nicht? Viel zu spät (S. 69 ff.) erwähnt der Autor eine Hypothese, die vielleicht Anlass für seine weitgespannten Überlegungen bot: Rašktiv war möglicherweise Mittelpunkt eines kleinen Stammes, wie eine Sammlung von Hinweisen auf frühe Zentralorte im Karpatenvorland vermuten ließ, darunter eindeutige Fälle, aber auch unsichere Plätze (B. A. TIMOŠČUK, *Vostočnoslavjanskaja obščina* [Moskau 1990]). Langhaus mit Vorratslager war hierbei ein wichtiges Kriterium. Oberhalb der Siedlung Rašktiv I fanden sich Hinweise auf einen solchen verdächtigen, aber nicht sicher datierbaren Platz. In Rašktiv I sprach zudem die bescheidene Metallverarbeitung für eine gewisse Bedeutung der Siedlung. Falls Rašktiv ein früher Hauptort war, so mochte dort die Häuptlingssippe gewohnt haben, die Langhaus und Vorratslager verwaltete, also das Mehrprodukt des Siedlungsgefüldes (S. 72).

In Anlehnung an völkerkundliche Terminologie arbeitet der Autor mit Begriffen wie Sippe, Lineage, Großfamilie, Konischer Clan, Urstaat (chiefdom) und Anführertum, die er reichlich abstrakt behandelt (S. 51–59), wobei er das lineare System als Widerspiegelung der Besonderheiten des konischen Clans als Basis des Urstaats (chiefdom, Anführertum) betrachtet (S. 58). Die historische Tragweite der Behauptung hält sich in Grenzen, lesen wir doch, dass auf der ganzen Welt die Staaten aus dem Häuptlingstum heraus entstanden seien (S. 57).

Die westliche Wurzel des linearen Systems sei ein Indiz für die alteuropäischen Prägung des Slawentums, die Slawen gehörten zum Westen. In den Staaten europäischen Typs habe eine Differenzierung von Macht und Eigentum bestanden, die in den Despotien fehlte (S. 74). Begründet wird dieser Kontrast nicht einmal ansatzweise. Letztlich beruht Barans Entwurf doch wieder auf den Schriftquellen, die in frühslawischer Zeit eine wenig differenzierte Stammesgesellschaft mit einem Häuptling oder einem Fürsten an der Spitze erahnen lassen.

Die Wende von 1989 ist in dem Werk zu spüren. Der Autor stellte die marxistische Lehrmeinung zu Familie, Privateigentum und Staatsentstehung in Frage und suchte nach einem neuen Modell. Dies zog eine theoretische Überfrachtung nach sich. Timoščuks Zentralortthese wirkte hierbei als Katalysator.

Barans Arbeit ist ein guter Ansatzpunkt für weitere Untersuchungen zur Luka-Rajkoveckaja-Kultur. Die Entwicklung der Keramik wird transparent, wobei die beiden Stufen sicher nicht in so scharfem Kontrast stehen wie vermutet. Die Kerbrandverzierung der älteren Stufe findet sich auch im westslawischen Gebiet, wird dort aber bei weitem nicht so gebräuchlich wie zwischen Pripjet und Karpaten. Bei der nachgedrehten, wellenverzierten Keramik ist dieser Unterschied der LRK zum Westen nicht mehr zu erkennen. Sie kann, nach den Abbildungen zu urteilen, getrost den Keramiktypen Feldberg, Rüssen und Chodlik an die Seite gestellt werden. Ob die wellenverzierte Tonware in Rašktiv tatsächlich erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts einsetzt, wäre zu prüfen. Gewissheit besteht dank der Grabungen in Rašktiv aber darüber, dass diese Keramik in der Frühzeit der Siedlung noch nicht vorhanden war – was wiederum für einen Ursprung der wellenverzierten Ware südlich der Karpaten spricht. Die Beziehungen der LRK zum Westen müssten genauer herausgearbeitet werden. Bislang endet ihre Verbreitung abrupt an der ukrainischen Westgrenze – eine Forschungsgrenze, die überwunden werden muss. Lässt sich der nach der Jahrtausendwende auch im archäologischen Material sichtbare Unterschied zwischen Ost- und Westslawen überhaupt bis in die Zeit vor der Christianisierung zurückverfolgen?

Bei allen Zweifeln an den vermeintlichen Erkenntnissen zur slawischen Gesellschaft – es ist gut, dass die Arbeit jetzt in deutscher Sprache vorliegt. Der Herausgeber, Andreas Lippert, Wien, hat den

richtigen Weg beschritten. Der Leser kann sich intensiv mit dem Material und den aus ihm gezogenen Schlussfolgerungen auseinandersetzen. Zu überlegen wäre, ob nicht künftig in derartigen Fällen eine auf den landfremden Leser zugeschnittene Einführung vorangestellt werden sollte.

D-23556 Lübeck  
Neuengammer Straße 3  
E-Mail: kempke-kiel@t-online.de

Torsten Kempke

UTA MARIA MEIER, *Die früh- und hochmittelalterliche Siedlung bei Schuby, Kreis Schleswig-Flensburg*, LA 226. Offa-Bücher Band 83. Wachholtz Verlag, Neumünster 2007. € 48,-. ISBN-10: 3-529-01183-5; ISBN-13: 978-3-529-01183-5. 296 Seiten mit 51 Abbildungen, 12 Tabellen, 48 Tafeln und einer Beilage.

Der 1196 erstmals erwähnte Ort Schuby liegt einige Kilometer nördlich des Danewerks unweit von Haithabu und Schleswig. Der „Ochsenweg“, der bis in die Wikingerzeit zurück reichende Heerweg von Holstein nach Jütland, führt durch Schuby, Skovby = Waldort. Reste des Waldes sind östlich des Fundplatzes noch vorhanden, auf der Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee, die dort die Landschaft Angeln von der zur Wikingerzeit kaum besiedelten Schleswiger Geest trennt. Der Ort befand sich damit am Westrand des Siedlungsgebietes Haithabu-Schleswig, und bis in die Neuzeit gehörte Schuby zum Kirchspiel Sankt Michael in Schleswig.

Der keineswegs vollständig ergrabene Fundplatz liegt östlich des heutigen Dorfes Schuby an der Eisenbahnstrecke Hamburg-Flensburg. Ein Bauer hatte beim Pflügen Siedlungsspuren entdeckt und gemeldet. Das Archäologische Landesamt Schleswig-Holstein untersuchte daher von 1982 bis 1988 eine Fläche von rund drei Hektar. Die Leitung oblag Hans Joachim Kühn, der 1986 einen ersten Bericht vorlegte. Die ausführliche Bearbeitung unternahm Uta Meier; das hier zu rezensierende Werk ist die Druckfassung ihrer Kieler Dissertation von 2004. Spätere Literatur ist nicht berücksichtigt.

Erst im 9. und 10. Jahrhundert wird eine stärkere Besiedlung des ländlichen Raumes zwischen Schlei und Flensburger Förde sichtbar. In diesem Zusammenhang mag die Siedlung bei Schuby gegründet worden sein, die jüngsten Befunde gehören in das frühe 14. Jahrhundert. Der Platz war schon in vorgeschichtlicher Zeit genutzt worden, so im Neolithikum, der Bronzezeit und der Eisenzeit. Die weitaus meisten Funde, rund 7500 bestimmbare Scherben, gehören jedoch der Wikingerzeit und dem Mittelalter an. Von diesen wiederum stammen fast 4000 Fragmente aus Grubenhäusern, 350 hingegen aus Pfostenlöchern von Langhäusern. Mehr als 3000 Scherben fanden sich abseits dieser beiden Befundgruppen, die ausführlich diskutiert werden.

Die 21 Grubenhäuser gehören nach Aussage der Keramik durchweg in die Wikingerzeit; in Schuby wie auch andernorts in Nordeuropa wurden nach dem 11. Jahrhundert offenbar keine Grubenhäuser mehr gebaut. Schwieriger gestaltet sich die zeitliche Einordnung der elf Langhäuser, die sich nur auf wenige aus Pfostenlöchern geborgene Scherben gründet. Grauware in ihrer spätestens seit 1200 üblichen Ausprägung dominiert in zwei Bauten, in weiteren ist sie mit ansehnlichen Anteilen vertreten. Nur in Langhaus XII ist ihr Vorkommen minimal, in Langhaus II fehlt sie ganz. Dies rechtfertigt trotz knapper Materialgrundlage eine zeitliche Differenzierung der Langhäuser. Hierbei zeichnet sich eine Entwicklung von einschiffigen Häusern ohne Anbauten zu solchen mit Anbauten ab, wie sie auch sonst in Dänemark und Nordwestdeutschland beobachtet wurde.

Mangelnde Holzerhaltung erschwert eine exakte Bestimmung der Bauweise. Die Langhäuser sind einschiffig und nur an den rundlichen Pfostengruben zu erkennen. Der Laufhorizont blieb nicht